

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 31.

Montag, 7. Februar

1927.

Die müde Diana.

(A. Fortsetzung.)

Ein Polizeieroman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Zweites Kapitel.

Lorenz Frey, der Angestellte des Detektivinstituts „Razenaugen“ saß vor Herrn Petermann und ließ sich instruieren. Er hatte die Beine bequem übereinandergeschlagen und trug eine gleichgültige Gelassenheit zur Schau, die zu dem aufgeregten Wesen seines Auftraggebers in starkem Gegensatz stand.

„Glauben Sie sich der Aufgabe allein gewachsen?“ fragte Petermann. „Oder halten Sie es nicht für besser, noch einen zweiten Privatdetektiv hinzuzuziehen?“

Der Angeredete machte eine pathetisch abwehrende Handbewegung. „Vollständig überflüssig“, sagte er und hob in getreuer Kopie seines großen Vorbildes Sherlock Holmes die kurze Stummelpfeife in den rechten Mundwinkel. „Wenn ich hier wache, kommt keiner an den alten Griechen heran! Eher lasse ich mich in Stücke reißen. Haben Sie keine Bange, Herr Petermann. Sie sollten sich überhaupt ein wenig beruhigen.“

„Sie haben gut reden!“ rief der Kunsthändler und sprang erregt von seinem Stuhl auf. Dann schritt er, die Hände tief in die Hosentaschen vergraben, mehrere Male im Bureau hin und her.

„Ich habe selbst im stillen gehofft, daß der Kriminalkommissar oben auf dem Polizeipräsidium mit seiner Ansicht, es handele sich um einen Ulf, recht behalten könnte, aber dieser Brief hier“, er zog einen grünen Geschäftsumschlag aus der Tasche und suchte seinem Gegenüber damit vor dem Gesicht herum, „dieser dreimal verfluchte Wisch wirft alle meine Illusionen über den Haufen.“

Der Privatdetektiv nahm mit der Pose eines Heidenratters den Umschlag in Empfang und las die wenigen Zeilen laut vor:

„Morgen wird Ihre Ausstellung eröffnet, und „Die müde Diana“ ist immer noch nicht aus Ihrem Salon entfernt. Wer nicht hören will, muß fühlen. Ich gebe Ihnen eine letzte Frist. Wenn die Skulptur bis heute Abend acht Uhr nicht aus Ihrem Hause entfernt ist, werde ich um Mitternacht, Punkt zwölf Uhr, „Die müde Diana“ persönlich vernichten.“

Der Privatdetektiv schüttelte überlegen lachend den Kopf. „Das ist ein blöder Unsinn“, sagte er.

„Nein, das ist eine Unverschämtheit“, schrieb Petermann, „und ich erkläre Ihnen, der Kerl ist wirklich im Lande und macht seine Drohung wahr!“

„Er mag kommen“, erwiderte der andere gleichmütig und zog seine Browningpistole aus seiner Tasche. „Das Ding hier hat sieben Patronen und eine fabelhafte Treffsicherheit. Sie können sich heute ganz beruhigt um zehn Uhr zur Ruhe legen. Lorenz Frey ist zur Stelle, Lorenz Frey wacht.“

Und als Petermann zu einer neuen Bemerkung ansetzte, erhob sich auch Herr Frey, um nach dem Salon zu gehen, der als Ausstellungsraum für „Die müde Diana“ gedacht war. Petermann folgte. Die beiden Männer durchschritten einen langen, schmalen Saal, an dessen mit grünem Tuch bespannten Wänden eine Anzahl jener modernen Gemälde hingen, aus denen lediglich die Maler selbst und vielleicht noch einige sogenannte Mäzene, die sich einbildeten, etwas von Kunst zu verstehen, flugwer-

den konnten. Frey warf einen kurzen Blick auf ein großes Ölbild in schwerem Goldrahmen, das ebenförmig ein Stillleben, als der Marktplatz eines Hottentottendorfes oder auch eine Wiedergabe der Schlacht von Waterloo darstellen konnte. Eine spöttische Bemerkung, dahin gehend, daß der anonyme Briefschreiber der Kunst nur einen Dienst leiste, wenn er diese modernen Nachwerke vernichten würde, schwebte ihm auf den Lippen. Er unterdrückte jedoch seine bissigen Worte, denn erstens war Herr Petermann ein guter Kunde des Detektivbureaus „Razenaugen“, der vom Chef heute morgen ganz gehörig „hochgenommen“ worden war und aus diesem Grunde nicht verschnupft werden durfte, außerdem hätte Herr Petermann die Bemerkung aber auch kaum mehr gehört, denn er hatte bereits eine Tür im Hintergrunde des Saales geöffnet und stieg einige Stufen empor. Sie führte nach einem kleinen, kreisrunden Salon, der durch eine Anzahl in die Decke eingelassener facettierter Glascheiben seine Beleuchtung empfing.

Inmitten des Salons lag auf einem viereckigen, mit violetttem Samt drapierten Sessel das Marmorbildnis der müden Diana, und Frey, der langsam näher getreten war, fühlte trotz seiner künstlerischen Unbildung instinktiv, daß der Bildhauer hier ein Kunstwerk im wahrsten Sinne des Wortes geschaffen hatte. Lange betrachtete er den prachtvollen, ebenmäßigen Frauenkörper, der in seiner formvollendeten Schönheit bewußt die sogenannte moderne Richtung negierte.

„Sie haben recht, Herr Petermann“, sagte er, „es wäre wirklich jammer schade, wenn irgendein Narr aus Gründen, die ich weder untersuchen will, noch untersuchen kann, sein Mütchen an diesem Meisterwerk fühlen würde. Sie dürfen überzeugt sein, daß die Skulptur morgen, das heißt überhaupt solange sie in Ihren Räumen bleibt, von keiner Freyerhand berührt wird.“

Petermann schien etwas ruhiger geworden. „Sehr schön, was Sie da sagen“, meinte er, „aber wie denken Sie den Schutz dieses wirklich unerseßlichen Kunstwerkes praktisch zu organisieren.“

Der Privatdetektiv hatte seinen Plan bereits im Kopfe; er antwortete sofort. „Vorerst handelt es sich darum eventuelle Angriffe heute nacht abzuwehren beziehungsweise zu verhindern. Morgen und die folgenden Tage, also während der Zeit, wo die Skulptur zur Besichtigung freigegeben ist, kann ich ja durch zwei Ihrer Angestellten in der Beaufsichtigung unterstützt werden.“

„Gut“, unterbrach ihn Petermann ungeduldig, „und wie denken Sie sich die Sache heute nacht? Vergessen Sie bitte nicht, daß wir schon neun Uhr haben und der Verbrecherbesuch auf Punkt zwölf Uhr angekündigt ist, das heißt wir haben knapp drei Stunden Zeit.“

„Vor allem möchte ich Sie dringend bitten“, erwiderte Herr Frey, „mir vollständig freie Hand zu lassen, das heißt nach Hause zu gehen und sich um nichts zu kümmern. Der Salon hat lediglich Zugang durch diese eine Tür. Diese Tür wird verschlossen, und ich bleibe vor der Tür draußen im Gemäldesaal. Sie schließen mich in den Gemäldesaal ein, und ich lasse den Schlüssel zu der nach der Straße führenden Eingangstür innen stecken. Es

erübrigt sich nur noch, mir Ihren Telephonapparat zu zeigen, damit ich gegebenenfalls um polizeiliche Hilfe nachsuchen kann, obgleich", fuhr er mit einer wegwerfenden Geste fort, "ich überzeugt bin, daß heute nacht nicht das geringste passieren wird."

Petermann hatte seine Stirn in ernste Falten gelegt. „Ihr Plan in allen Ehren“, sagte er bedenklich, „aber es wäre ratsam, offen gestanden, doch lieber geweilen, ich hätte nochmals die Polizei ins Vertrauen gezogen.“

„Bleiben Sie mir um Gottes willen mit der amtlichen Kriminalpolizei vom Halse! Polizeibeamte würden mich nur stören und im Ernstfalle behindern. Nein, ich bin selbst Manns genug, diese einfache Sache zu Ende zu führen. In meinem letzten Falle, Sie erinnern sich wohl der Brillantengeschichte bei der Gräfin Esterhazy, die durch alle Zeitungen ging, sind mir weit schwerere Nüsse zum Knacken hingelegt worden. Und ich habe sie mit meinen gesunden Zähnen aufgebissen. Nicht wahr, Sie versprechen mir, Herr Petermann, die Polizei unter keinen Umständen zu bemühen.“

„Mir soll's recht sein“, brummte Herr Petermann bedenklich und noch nicht ganz entschlossen, „aber schließlich tragen Sie ja jetzt die Verantwortung, und Ihr „Rakenaugen“ kann gehörig bleichen, wenn mir durch Ihr Selbstbewußtsein ein Schaden erwächst.“

„Keine Bange“, beschwichtigte der Privatdetektiv und steckte die Pfeife in seine äußere Tasche. „Ich bin Lorenz Fren und kenne mich.“

Petermann griff nach seinem Hut und schaltete die elektrische Beleuchtung aus. Dann verließen die beiden Männer den Salon und schlossen die Tür von außen ab.

Der Detektiv steckte den Schlüssel in seine Hosentasche, stellte einen Stuhl nebst einem kleinen Tischchen vor die Tür des Salons und begleitete seinen Auftraggeber bis zur Ausgangstür, wo sich Petermann ziemlich gedrückt verabschiedete. Der Detektiv schloß hinter ihm ab, ließ den Schlüssel im Schloß stecken, nahm seinen Beobachterposten auf und vertiefte sich in die Lektüre eines alten, verlesenen Kriminalromans. —

Eine Stunde verging. — Während lag der langgestreckte Gemäldesaal vor dem lesenden Mann. Als eine kleine Pendüle auf dem Kamin in leisen, silbernen Tönen die erste Stunde anzeigte, klappte der Detektiv seinen Schmökter zu und stopfte sich eine neue Pfeife. Das Treiben auf der vornehmen, stillen Straße war langsam verebbt. In längeren Zwischenräumen hörte der Wächter draußen, durch die schweren Spiegeleisen gedämpft, einen Straßenbahnzug vorüberrollen, ab und zu unterbrochen durch die Hupensignale leise vorüberhuschender Automobile.

Der Detektiv ärgerte sich. Eine Pächterlichkeit, die Nachtruhe zu opfern, weil irgendein Rikbold den aufgeregten Petermann in Unruhe versetzt hatte. Je mehr der Zeiger der kleinen Stuhluhr auf zwölf zusteuerte, desto mehr griff bei dem Aufpaffer die Überzeugung Platz, daß seine Nachtwache durchaus überflüssig sei. Wieder versuchte er die Langeweile durch Lektüre zu bannen. Ein Blick auf die Uhr zeigte elf Uhr fünfundsünfzig Minuten.

Noch fünf Minuten, und es mußte sich entscheiden, wessen Vermutung die richtige gewesen war, seine eigene oder die des übervorsichtigen Petermann.

Gewohnheitsmäßig griff er nach der linken hinteren Rodtasche, wo die Browningpistole in einem Leders Futterale ruhte. Dann prüfte er den Türverschluß nach dem Salon und erhob sich.

Eine Minute vor zwölf!

Nichts regte sich!

Fren stand vor der Tür zum Salon und lauschte nach der Straße hinaus. Eben setzte die Stuhluhr zum Schlag an. Mitternacht! Niemand war erschienen! Behaglich schmunzelnd griff der Detektiv nach dem vor ihm auf dem Tisch liegenden Tabaksbeutel, als er plötzlich überalst und gleichzeitig etwas erschrocken seinen Arm sinken ließ.

Hatte es nicht draußen gegen die Eingangstür geklopft?

Richtig, eben wieder. Zwei leise und jetzt drei kräftigere Schläge.

Der Detektiv riß den Browning aus dem Futteral, schlich auf leisen Sohlen nach der Tür und lauschte.

Soben klopfte es zum dritten Male. Gleichzeitig forderte eine tiefe Stimme zum Öffnen auf.

„Wer ist draußen?“ rief Fren in unterdrücktem Ton. „Wer wird es sein? Die Kriminalpolizei! Hier Wachmeister Gerlach! Machen Sie doch endlich auf. Ich bin telephonisch hierher beordert worden.“

Fren überlegte nur einen kurzen Moment, zögerte aber doch noch, die Tür sofort zu öffnen, und musterte durch das Guckloch der Tür den Draußenstehenden, einen hochgewachsenen, breitschultrigen, bescheiden gekleideten Mann in mittleren Jahren, dessen Lodenhut und derber Knotenstock allein schon nach Frens Überzeugung auf einen Geheimpolizisten schließen ließ.

Fortsetzung folgt.

Unser Papier.

Von Max Karl Böttcher.

„Willst du wirklich bei dieser Hitze heute nach Freiberg, Friedrich?“

„Ich muß, Frau! Der Faktor wartet auf die fertigen Webstücke, die ich ihm eigentlich schon gestern bringen sollte.“

„Aber schau dir nur den Himmel an! Die schwarzen Wolken kommen immer näher, ein schreckliches Gewitter kann jeden Augenblick losbrechen!“

„Aber, Mutter, seit wann fürchtete sich denn der Friedrich Gottlob Keller vor einem Gewitter! Also mache den Sandbarren bereit und lade mir noch eine Roggen-suppe, du weißt ja selbst, es ist ein weiter Marsch von Sainichen nach Freiberg, und der Wagen will dann sein Recht haben!“

Während die Frau des jungen Webers Friedrich Gottlob Keller in die Küche eilte, noch ein kräftiges Silbstein für ihren Mann zu bereiten, leate Friedrich Keller sorgsam die Webstücke zurecht, die er in den letzten Tagen auf seinem Webstuhl fertiggestellt hatte, verpackte sie in ein großes Tuch, und den ganzen Ballen barg er dann nochmals in arbes, festes Linnen, dann trug er den Ballen hinaus und legte ihn behutsam in den Sandbarren, den unterdessen die Frau aus dem Schuppen gezogen hatte. Neben dem Handwagen stand noch ein mäßig großer Sack.

„Was soll es mit dem Sack, Frau?“

„Es sind Lumpen darin, Friedrich, nimm sie mit nach Freiberg und verkaufe sie dort beim Althändler. Aber lasse dir ja nicht zu wenig dafür zahlen, denn Lumpen sind heutzutage begehrte und teure Ware.“

„Um, Frau! Daß ich das Altheug vier Stunden lang mitschleppen soll, macht mir nicht viel Freude! Es kommen doch fast täglich Lumpenhändler ins Haus und fragen nach Altheug und Abfällen. Warum gabst du da den Kram nicht weg?“

„Weil die fahrenden Lumpenkäufer halt viel zu wenig zahlen, Friedrich. Sollst sehen, du bekommst mindestens einen halben Silbergrößen für das Pfündlein, und die fahrenden Leut' wollen kaum einen Kupferdreier zahlen für das Pfund.“

„Na, dann hup auf.“ Und sie hoben den schweren Lumpensack, der gut seine 40 Pfund wiegen konnte, selber auf den Karren. Friedrich Keller steckte sich noch ein Stück Brot in die Tasche, gab seiner Frau zum Abschied einen derben, aber wohlgemeinten Klags auf die Schulter und schob dann seinen Karren zum Tore hinaus.

Es war der heiße Sommer des Jahres 1844. Gluthitze und schreckliche Gewitter lösten sich Tag um Tag, und heute schien das Unwetter wieder an der Reihe zu sein.

Von Sainichen in Sachsen bis Freiberg war ein infam weiter Marsch, und die Straßen um jene Zeit waren so wih nicht die besten. Ein schwüler Glutwind strich über die Fluren, und der arme Handwerker Friedrich Keller, der daheim auf einem geliebten Webstuhl für den Freibergener Faktor Webstücke fertigte, schickte nicht zu wenig, besonders als es den heißen Berg im Walde aufwärts ging.

„Hätte mir die Frau nur nicht noch den Lumpensack aufgebahrt!“ murkte er, als er den Berghang emporsteuerte. Immer drohender froh das Gewitter näher, und Friedrich Keller hielt es deshalb für geraten, in der kleinen Borkenhütte im Walde zu rasten und das Unwetter abzuwarten. Ein Bäglein, mit einem kleinen, struppigen Gaul bespannt, stand schon vor der Waldbütte, und drin saß Isidor Lau, der Althändler aus Frankenberg.

„Wo wollt Ihr denn hin mit eurem Karren, Meister Keller?“ fragte Lau.

„Nach Freiberg, Webstücke abliefern.“

„So, so, nach Freiberg?! Und in dem alten Sack auf dem Karren, was habt Ihr denn da drin? Doch keine Webstücke, he?“

„Nein!“

„Lumpen, he? Nicht wahr, Lumpen?“

Friedrich Keller nickte und zog sein Stück Brot aus der Tasche, um die Zeit der Rast zur Abkühlung zu verwenden.

„Wollt Ihr denn die alten Lumpen auch nach Freiberg bringen?“

„Freilich!“

„Solche Mühe um ein paar lappiger Sadern! Verkauft sie mir für teures Geld und Ihr seid der Mühe ledig, Meister Keller!“

„Was nennt Ihr teures Geld? Wie viel zahlt Ihr für's Pfündlein?“

„Wenn es gute saubere Lumpen sind, gut und fern einen Kupferdreier für das Pfund.“

„Biel zu wenig!“

„Zu wenig?! Meister Keller, wollt Ihr mich an den Bettelstab bringen. Ich setze noch zu, wenn ich einen Dreier zahle, und nur euch zuliebe bringe ich mich um meinen Verdienst.“

In diesem Augenblick fuhr ein Bauernwagen vor die Schutzhütte im Walde. Christian Kurz, der Pächter vom Stadtgute zu Hainichen und Friedrich Kellers Nachbar, sah auf dem Kutscherboden und lugte von da in die Rindenhütte.

„Glück auf, Nachbar Keller! Wohin soll es denn gehen?“

„Nach Freiberg, Herr Gutspächter.“

„Na, dann bindet euren Handlarren an meinen Wagen und sitzt dann auf. Ich fahre ebenfalls nach Freiberg und nehme euch gern mit.“

„Aber mir laßt Ihr die Lumpen da, gelt, Herr Webermeister?“ bettelte Isidor.

„Was will der Isidor denn zahlen für das Altzeug?“ fragte der Gutspächter.

„Einen Kupferdreier für das Pfund, guter Herr!“ be-
eilte sich Isidor lau schnell und dienstfertig zu antworten.

„Gauert, insamer! In Freiberg bekommt Ihr bereits anderthalb Silbergrößen für das Pfund. Die Lumpennote ist groß und fast täglich steigen die Preise im Preise, denn es wird viel Papier gebraucht im Lande. Die Althändler schlagen sich um die Lumpen!“ rief Christian Kurz empört und ließ die Peitschenschnur über den Rücken des Handpferdes sausen. Friedrich Keller, der unterdessen seinen Karren am Bauernwagen festgemacht hatte, sprang auf den Kutscherboden und fort ging es. Betrübte sah Isidor dem Wagen nach und begehrt ruhte sein Blick auf dem dicken Lumpensack, der im Handlarren verlodend und dickbauchig sah wie einer, der weiß, was er wert ist.

„Sätt' sollen alle ein Silbergrößen bieten für das Pfund, dann wäre das Geschäft zustande gekommen, ehe der Bauer dazukam, und ich hätte noch genug verdient. Isidor, das hast du dumm gemacht!“ murmelte er in seinen Bart, und trottete dann mit seinem kleinen Wäglein talwärts.

Bald brach das Gewitter los, und der Gutspächter und Friedrich Keller fanden in Kleinschirma im Dorftruge Unterschlupf. Die Wagen hatte man schnell in die Scheune gefahren. Nach kurzem Wüten und Toben war das Unwetter wieder auf und davon, und Pächter und Weber hielten weiter.

In Freiberg schaffte Friedrich Keller zunächst seine Webstoffe zum Faktor, steckte seinen geringen Weblohn ein, ließ sich neues Garn zuwiegen und die Muster, die er mitbrachte, genau erklären. Dann schob er seinen Karren zum Althändler, und in der Tat, man zahlte ihm dort ohne Meßscheit anderthalb Silbergrößen für das Pfund. Schmunzelnd strich der Weber die zwei Silbertaler für die 10 Pfund ein, kaufte seiner Frau ein Paar feste Schuhe, die sie schon lange brauchte, und für den Rest leistete er sich im Schützenhaus ein Glas Braunbier, dazu einen Räs und ein Brot, und fühlte sich reich als ein Krösus. Dann zog er mit seinem jetzt so leichten Karren fröhlich heimwärts. Daß er für die alten Lumpen so sündhaft viel Geld bekommen hatte, ging ihm immer und immer durch den Kopf.

„Das Papier ist so teuer, weil die Lumpen so rar sind! Und wenn die Lumpenknappheit anhält, wird das Papier bald unbezahlbar werden!“ hatte ihm der Althändler erklärt und dann noch lächelnd hinzugefügt: „Wenn Ihr Papier aus etwas anderem als Lumpen zu machen ver-
kündet, würdet Ihr nicht nur im Handumdrehen ein reicher Mann werden, sondern obendrein auch der Welt ein Ge-
schick machen und berühmt werden!“ Und an diese Worte dachte nun der Weber immerfort, während er seinen Karren im glühenden Sonnenbrand durch den Wald schob. Das Gewitter vom Vormittag hatte nahezu keine Spuren mehr zurückgelassen. Über Mittag hatte die sengende Glut alle Feuchtigkeit wieder aufgezogen.

Am Waldestein rastete Friedrich Keller. Er schaute dankenlos in das üppig wuchernde Gras des Straßen-
grabens. Da wurde sein Blick durch ein Wespennest ge-
zogen, das sich zwei Schritte von ihm in einem hohlen,
morschen, halbsackförmigen Baumstumpf befand. Das Nest
war leer. Friedrich Keller stach mit seinem Stod in das

verlassene Wespennest. Da brach ein handgroßes Stück
eigenartige weiche Masse aus dem Neste heraus. Er hob es
auf und betrachtete es genau. Weich und seidig griff es
sich an, wie Papiermasse. Er steckte den Fund ein und
schritt sinnend, den Karren nachziehend, weiter. Ab und zu
nahm er aus der Tasche die Masse, die er vom Wespennest
losbrach, und betrachtete sie. Er hatte schon oft das Tun
und Treiben der Wespen beobachtet und wußte, daß sie das
Holz ihrer Nesthöhle mit den Raumerzeugen zermahlen
und diese zerkaute Masse zum Nestbau verwenden, aber
daß sich das Zeug wie feuchtes, zerfahrenes Papier an-
greift, war ihm erst jetzt zum Bewußtsein gekommen, und
während er darüber nachdachte, kam ihm plötzlich der Ge-
danke: „Wenn man es nun wie die Wespen macht! Wenn
man Holz klar schleift zu einem Brei, wie es die Wespen
mit ihren Raumerzeugen tun, dann muß doch auch solche
Papiermasse entstehen, und aus dieser Papiermasse muß
man doch dann Papier machen können!“

Und dieser Gedanke ließ ihn nimmer wieder los. Er
sann und sann, hatte schlaflose Nächte, und nach einigen
Tagen faßte er einen Entschluß. Er hatte einen Schul-
tameraden, den Franz Fischer, der war Arbeiter in der
Papiermühle zu Sachsenburg an der Schopau. Den suchte
er auf und ließ sich von ihm genau erklären, wie aus
Lumpen Papier hergestellt wird.

„Wollt wohl selbst Papier machen, Friedrich?“ fragte
der Freund.

„Vielleicht, Franz, aber nicht aus Lumpen.“

„Na, woraus denn sonst, he?“

„Aus Holz!“ meinte geheimnisvoll der Weber.

„Nach' keine Witze, Junge, warum nicht gar aus
Muttermilch!“ lachte der Papiermacher.

Aber unserem Friedrich Gottlob Keller war es heiliger
Ernst um seine Idee, aus Holz Papier herzustellen. Er
war, obgleich nur ein armer Weber, ein kluger und findiger
Kopf, geschickt und fleißig, und was er sich einmal in den
Kopf gesetzt hatte, das führte er aus. Er berichtete seiner
Frau, was er sich ausgedacht hatte, und da ihr reicher Ver-
dienst winkte, war sie mit seinem Plane einverstanden. Vom
Rest ihres Geldes kaufte er beim Förster zwei Klafter
Fichtenholz und nun begann im kleinen Hofe hinter ver-
schlossener Tür eine emsige, seltsame Arbeit. Auf einem ge-
wöhnlichen Schleifstein zerrieben Mann und Frau in
wochenlanger mühseliger Quälerei diese Unmenge Fichten-
löcher zu feinem Pulver. Als sie nun endlich im Herbst
eine große Kiste Holzpulver fertig hatten, stellte Friedrich
Keller im Schuppen eine große Blechwanne auf, tat das
Produkt der Holzschleiferei hinein, vermenge es mit Wasser
und unter beständigem Rühren ließ er den Brei eintochen,
bis er sich zäh verdichtete. Dann schöpfe er — genau
wie er es bei der Lumpenpapierbereitung gesehen hatte, bei
seinem Freunde, dem Papiermacher in Sachsenburg — mit
einem großen, flachen Löffel den Brei und goß ihn auf ein
großes, breites, flaches Sieb. Das Wasser tropfte ab und
zu Kellers unbeschreiblicher Freude blieb eine dünne, faserige
Schicht liegen, das war nun schon das eigentliche Papier.
Vorsichtig hob er diese dünne Papierplatte heraus und
preßte sie zwischen großen Fichtensplintern trocken, dann zog er
die Papierschicht durch eine Lösung von Leim und als es
trocken geworden war, glättete er das Blatt! Freilich war
das kein weißes, spiegelglattes Papier, wie wir es heute
gewohnt sind, sondern es war gelb und rauh, aber für da-
malige Zeiten schon ganz annehmbar. Man war durchaus
nicht so verwöhnt in bezug auf Papier, und wer einmal von
seinem Urohvater ein altes Schreibbuch hervorluch, wird
noch solches gelbes, rauhes Papier finden. Natürlich glückte
es unserem Friedrich Keller nicht beim ersten Versuch, son-
dern viele Tage unermüdlicher Arbeit und viele Mißerfolge
gehörten dazu, bis er sein Ziel erreicht hatte. Nun war
aber der Jubel groß. Seine Freunde rieten ihm, sich auf
seine wichtige Erfindung das Patent geben zu lassen, bis
er sie weiter erzählte. Seine letzten Spargroschen setzte der
modere Mann daran, das Patent zu erlangen, und nach
einem knappen Jahre, 1845, wurde es ihm auch tatsächlich
zugesprochen. Aber nun erfüllte sich bei Friedrich Gottlob
Keller das Schicksal so vieler Erfinder, die der Welt Großes
und Wertvolles schenken. Ihm fehlte das Kapital, die
Erfindung, Papier aus Holz zu machen, auszubauen, zu
vervollkommen und praktisch zu verwerten, und so tat er
etwas recht Unüberlegtes: er verkaufte das Patent an
einen Papierfabrikanten um ganze 100 Taler. Der nun-
mehrige Patentbesitzer erkannte sofort die ungeheure Trag-
weite der neuen Erfindung. Er baute sie aus, verbesserte
sie und stellte bald im Großen Papier aus Holz her.

Unser Friedrich Gottlob Keller aber sah wieder hinter
seinem Webstuhl und webte und webte und blieb ein armer
Mann. Sein Name war bald vergessen. Er starb im
Jahre 1895 als fast achtzigjähriger Greis in tiefer Armut.
Aber er gab der Welt viel, deshalb sollte man seiner oft
gedenken.

Der schwarze Panther.

Eine Falschingsgeschichte von Wilhelm Herber.

Ich glaube nicht, daß grundsätzliche Bedenken bestehen, wenn ich die drei noch jugendlichen Ehepaare der Kürze und Unterbrechung halber mit Kuns, Hinz und Heinz bezeichne. Bei Frau Hinz war der Gedanke nach geworden. Er wurde von den beiden anderen Damen mit leidenschaftlicher Begeisterung fortgepflanzt und gesteigert.

„Einmal auf einen Bal paré!“

„Es kann ja nichts passieren, wenn wir drei Paare eine geschlossene Gesellschaft bilden!“

„Natürlich! Wir haben ja unsere Männer dabei.“

Nachdem man so weit übereingekommen war, wurde der Boden sorgfältig vorbereitet.

„Weißt du?“ — sagte Frau Kuns nach einem sehr gelungenen Kostbraten zu ihrem Gatten — „man altert, wenn man sich nicht auch einmal stärker anspannt. Das Ungewöhnliche ist keine Alltagskost. Abgesehen der Kostbraten war gut — was?“

„Ja!“ meinte er etwas mißtrauisch. „Aber was ist besser?“

Da bekam sie einen Fitterwochen-Anfall. „Ach, Schakil!“ kifferte sie verschämt. Einmal auf einen Bal paré — weißt du mit dir, mit Hinzens und Heinzens, da kann ja nichts passieren — eine geschlossene Gesellschaft und ihr Männer dabei!“

„Ihr Männer!“ Das konnte ihm einigermaßen an.

„Denke dir!“ sagte ihm Hinz nachmittags. „Sie wollen auf einen Bal paré! Mit Schweinskoteletten ist sie mir gekommen.“

„Warum denn nicht!“ antwortete Kuns erhaben. „Ich weiß nicht, sind wir schon so alt oder sind wir so rückständig? Oder wollen wir unseren Frauen nichts gönnen? Und wenn wir Männer dabei sind? Hast du schon mit Heinz gesprochen?“

Der kam gerade aufgeregt über die Straße herüber.

„Denkt euch nur . . .“

„Geht Ihr oder geht Ihr nicht?“ fragte Hinz.

„Wenn wir Männer dabei sind!“ kette Kuns hinaus und runzelte die Stirn.

Heinz schluckte. Denn er hatte daheim gewaltig dagegen geredet — allerdings mit dem Gefühl vollständiger Unterlegenheit. „Ja, natürlich! Wir wollten es euch ja vorschlagen.“

So ging man am nächsten Mittwoch auf den Bal paré.

Es war entzückend — die Musik, die Neuheit, das Treiben, das Licht, die fabelhaften Toiletten, die Atmosphäre von Parfüm und Sekt, die wandernden bunten Lichtkegel der Scheinwerfer während der Tänze.

Es war entzückend.

„Ganz einsig!“ sagten die drei Damen und die drei Herren hielten auf das Bierüberl und nickten.

Sie und da mußten sie auch abwechselnd bei den drei Gattinnen zum Tanze antreten und suchten den schneidigen Tänzer von ehemals herauszubekommen. Es gelang zwar nicht ganz, wurde aber mit gnädigem Lächeln verziehen.

Im übrigen machte man den Gattinnen den Hof und diese fühlten sich in der schon seit langer Zeit etwas entwöhnten Herrlichkeit glücklich.

Auf einmal wurde es anders.

Eine schwarzseidene Gestalt flüchte vorbei.

So etwas von Geschmeidigkeit und Schneidigkeit, so etwas von jugendlicher Redheit und selbstbewusster Grazie, so etwas von blickenden, sanften Raubtieraugen hinter bergender Maske, hatte man noch nicht gesehen.

Die drei Damen waren außerordentlich interessiert und ungemein willend.

Die drei Herren waren pass.

Kuns zwirbelte vor Ohnmacht den Schnurrbart und wurde von der Gattin auf der Tat erfaßt und abgestraft: seine Frau schlug ihm derb auf die Hand.

Hinz wollte plötzlich einen Bekannten „drüben“ — „draußen“ — „in der Ecke“ sprechen. Seine Frau rief ihn am Gradspiegel zurück.

Hinz schüttete den Sekt in den Eiskübel statt in das Glas und alachte dann wie ein geangelter Karpfen vor sich hin.

„Der reinste schwarze Panther!“ murmelte endlich Kuns, um etwas gesagt zu haben. Denn die stumme Schwille war schlagtrefferisch geworden.

„Sehr richtig!“ antwortete seine Frau spitzig. „Aber ich habe Managerien nie gemocht.“

Von da ab kam keine rechte unbefangene Fröhlichkeit mehr in Schwung. Unwillkürlich suchten zwölf Augen den

„Schwarzen Panther“ — die der Damen mit Gift und Galle und Eifersucht, die der Herren mit Neugier, Wohlgefallen, schlechtem Gewissen und Verschlagenheit.

Hier und dort — überall tauchte er auf, trieb seine übermütigen Scherze und flüchte aalglatt mit der unerhörten Behendigkeit einer wilden Katze davon, die lauert auf einem Ast im Urwald liegt, herunterschnellt, einem armen Opfer den Hals abbeißt und das Blut aussaugt und — wuppdi! — wieder weg ist.

Der ganze Saal kam in Erregung.

Hunderte von Blicken suchten und verwünschten sie und wußten sie her und wünschten sie weg . . . kurz und gut, es war ganz unerhört.

Auch bei den drei Paaren ging ein forgerichtetes Belauern und Beluschen und Auswischen und Erwischtwerden und Fikles und lautes Geschmolle und Vorgewerfe hin und her.

„Nein!“ schluchzte endlich Frau Hinz. „Wäre ich nur nicht auf den Bal paré gegangen.“

„Wer ist denn eigentlich auf diese dumme Idee gekommen?“ fragte Frau Heinz.

Dann steckten sie alle drei die Köpfe zusammen.

„Ich nicht!“ sagten die Männer mit unerhörter, beinahe zynischer Redheit und schielten nach dem „Schwarzen Panther“. Viel früher, als beabsichtigt gewesen, brach man auf.

Ehe man aus dem Saale trat, waren sich noch die drei Damen einig geworden, daß es sich dabei um die raffinierteste, gemeinste, verschlagenste, gerissenste Kette der ganzen Stadt handle.

„Sie ist eine Verbrecherin“, sagte Frau Kuns energisch.

„Oder aus den allerersten Kreisen“, ergänzte Frau Hinz.

„Jedenfalls gehört sie ausgewiesen oder stranguliert“, kette Frau Heinz blutigierig bei.

Als man sich getrennt hatte, weil man doch mit dem Auto beifahren mußte, gab es in den verschiedenen Kraftwagen Gardinenpredigten — von 30 bis 50 Pferdebeträgen.

Die Kunzens in ihrer Bohnung angelangt waren, sagte sie: „Gott sei Dank, daß wir daheim sind! Niemals darfst du mir wieder mit einer solchen häßlichen Sache kommen.“

„Aber . . .“ stammelte er verblüfft.

„Niemals wieder!“ kifferte sie. „Denk dir, wie wir uns vor unserem braven, einfachen, bescheidenen Mädchen Lina schämen müssen! Sie, die den ganzen Tag unsere Hausarbeit besorgt, schläft nun schon längst den ruhigen Schlummer der Ermüdung, während ihre Herrschaft — ihre leichtsinnige Herrschaft — draußen herumschwärmt und dort — in ihrem männlichen Teil — nach solchen verkommenen Geschöpfen liebäugelt, wie es dieser — dieser „Schwarze Panther“ ist.“

Sie ging in die Küche, um sich ein Glas Wasser zu holen, weil es sie für Aufregung durstete.

Da stieß sie einen lauten Schrei aus.

Jemand, der offenbar nicht mehr schnell genug aus den Kleidern gekommen war, hatte hier unbedachtam seine Oberhülle abgestreift und hingeworfen.

„Ha!“ schrie die Dame zum zweitenmal.

„Warum ha — st du denn immer?“ fragte er verwundert und kam in die Küche.

„Da . . . da . . . da . . .“ stammelte sie und wies auf den Küchenstuhl, über dem eine schillernde, glänzende Seidenhülle lag — „unser Lina — unsere Lina . . . der „Schwarze Panther“!“

Man hörte aus dem Mädchenszimmer ein sanftes, wohliges, glückliches Schnarchen.

Gesellschaft und Mode

Der Rajah-Hut. Je kühler die Winterlücke wehen, desto fester wagt sich die Frühlingsmode schon jetzt hervor, und man muntelt auch bereits allerlei über den neuen Frühlingshut, der jetzt in den maßgebenden Modehäusern zu entstehen im Begriff ist. Die eng sich um den Kopf legende Glodenform, die so vortrefflich zum Kubikopf paßt und sich bereits seit Jahren hält, wird auch in der neuen Saison ihre Anhängerinnen behalten. Daneben aber treten einige exotischer und auffälliger Formen hervor, unter denen besonders das soa Rajah-Modell viel Anklang findet. Der Rajah-Hut ist eine Variation des indischen Turbans. Er besteht aus einem Metallgewebe, welches über einer dem Kopf sich eng anliegenden Strohhüte drapiert. Eine prächtige Ausrüstung, die von einer juwelenbesetzten Agraffe gehalten wird, erhebt sich über der Mitte der Stirn und bildet den einzigen, allerdings recht kostspieligen Schmuck der kleidamen Kopfbedeckung.